E 219 49 F

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main. Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

31. Jahrgang | Mai/Juni 1984 | Nummer 3

Wenn das wahr würde!

Martin Allheilig, der frühere Mitarbeiter am Straßburger Sender, der sich immer wieder für die elsässischen Mundarten und die deutsche Hochsprache im Elsaß eingesetzt hat, hielt vor bundesdeutschen Studenten einen Vortrag über „Pflege der elsässischen Kultur im Elsaß". Laut „Elan" von September/Oktober 1983 lauteten die Schlußworte:

„Zum Schluß möchte ich kurz zusammengefaßt hervorheben, WAS unter elsässischer Kultur wir uns heute vorstellen. Welchen Kampf wir zu führen haben im Namen dieser Kultur. Was wir eigentlich wollen. Aber auch, was wir nicht mehr wollen.

Wir wollen nicht mehr länger zuschauen, wie der bereits begonnene Assimilationsprozeß unsere Eigenart jämmerlich verflacht. Wie eine wurzellose Allerweltskultur uns allmählich zermürbt.

Wir wollen den absurden Manicheismus, der immer wieder versucht, das DEUTSCHE gegen das FRANZÖSISCHE aufzuhetzen — und umgekehrt — wir müssen diesen unheilbringenden Manicheismus endgültig abbauen.

Es darf keiner mehr auftreten, weder von hüben noch von drüben, mit einer alleinseligmachenden Standardkultur. Und versuchen wollen, sie uns mit Gewalt aufzuzwingen.

Es soll nur keiner mehr sich erlauben, unsere Seele zu verstümmeln. Das ihm nicht Passende in uns zu unterdrücken oder ihm das Existenzrecht abzusprechen.

Wir sind aus einer bestimmten Geschichte herausgewachsen. Wir wissen immer besser, wer wir sind. Trotz allen früheren Versuchen, die geschichtliche Wahrheit uns zu verheimlichen. Wir wissen auch und immer besser, was wir wollen. Der willenlose Hans im Schnokeloch kann uns gestohlen werden.

Wir wollen alle gegebenen Möglichkeiten, die wir in uns spüren, ungehemmt weiterentwickeln. Die daraus entstehenden Vorteile sollen von nun an dem allgemeinen Wohl dienen. Dem Lande rechts wie dem Lande links des Rheines.

Wir sind fest überzeugt, daß auf diese Weise, ein Elsässer dem Vaterland, der mère-patrie, nützlicher sein kann als früher, in einer traurigen Zeit, in der man Patriotismus mit obligatorischer Geringschätzung des Nachbarn verwechselt hat. Mit all diesen unnützen, friedenstörenden Haßausbrüchen.

Diese gehässige, feindselige Einstellung steckt leider manchmal heute noch in gewissen Büchern, Reden, Zeitungsartikeln, Hörfunk- und Fernsehsendungen. Wir müssen deshalb wachsam bleiben, damit das in der Asche glimmende Feuer nicht wieder ausbricht und zu neuen Katastrophen führt. Unsere Aufgabe besteht darin, das Mißverständnis, da wo es auftauchen könnte, zu beseitigen.

Wir wollen Brücken schlagen von einem Rheinufer zum andern. Wir wollen an der Versöhnung zweier Völker aktiv teilnehmen. Wir können es und wir müssen es tun. Schon deshalb, weil unsere Wurzeln auf beiden Seiten, aus beiden Kulturen kostbare Nahrung schöpfen. Wir müssen es tun, weil wir im Laufe der Zeit ein wichtiges Stück gemeinsamen Weges gegangen sind. Weil wir die Fähigkeit haben und das nötige Empfinden, beide Kulturen zu verstehen und zu schätzen.

Dieses Ziel kann nur dann erreicht werden, wenn wir uns ehrlich bemühen, die Sprachen besser zu beherrschen. Wir müssen auf dem schnellsten Weg das Verlorengegangene, das zu lange Vernachlässigte zurückerobern. Die Sprachen unserer beiden Völker sind wichtiges, unentbehrliches Kulturgut. Auf keinen Fall betrachten wir sie als Fremdsprachen.

Und sollte eines Tages dieses Ziel erreicht werden, so würde das die allerschönste Belohnung sein für die ausgestandenen Leiden und für so viel unschuldig vergossenes Blut."

Das klingt schön, sehr schön, hoffnungsvoll und zukunftsträchtig. So ungefähr war die Einstellung der Autonomisten, der viel verketzerten, der zwanziger Jahre. Es drückt auch gewiß die ehrliche Überzeugung und den festen Willen Martin Allheiligs aus. Daß dem so ist, hat er durch die Tat oft und oft bewiesen. Es stellt sich nur die Frage, ob er das Fürwort „wir" nicht durch „ich" ersetzen sollte, zum mindesten aber durch „ich und eine Anzahl Gleichgestimmter". Denn es ist kaum anzunehmen, daß er mit „wir" die Gesamtheit der Elsässer meinen kann, wenn man sieht, wie viele ihr Vätererbe gering achten und vertun. Alain Olwiller, der Chefredakteur der verbreitetsten Tageszeitung, der „Dernières Nouvelles d'Alsace", nennt sich zwar selber Regionalist. Will das aber keineswegs auf die Mundart oder die deutsche Hochsprache bezogen wissen. Er ist zwar von zuhause Mundartsprecher, aber weder die Mundarten noch die Hochsprache haben nach ihm eine Zukunft. Es lebe das Englische als völkerverbindende Sprache! Damit könne ein Straßburger sich bequem mit einem Kehler unterhalten. Das genüge doch zur Verständigung! Es wäre aufschlußreich, von Herrn Olwiller eine genaue Begriffsbestimmung des Wortes „Kultur" zu hören. An Leute dieser Einstellung denkt Martin Allheilig gewiß nicht, wenn er von „wir" spricht. Die Jakobinerschule hat aber derart gewirkt, daß sie leider sehr viel zahlreicher sind als die Allheilig, obwohl ein Mann wie Martin Allheilig im kleinen Finger vom überlieferten Wesen des Elsasses und von dem, was dem Menschen gut sei, mehr Wissen hat als alle Olwiller zusammengenommen.

Aber wir wünschen, daß die Gruppe, die Allheilig meint, möglichst groß sei und politischen Einfluß gewinne, denn das ist der springende Punkt: Es denken wohl ziem-

Fortsetzung auf Seite 2

De Bäse

Ich hab emol erjeds geläse,
s'Dialekt wär nur e Magd
Em Dienscht von unsre ditsche Sprooch —
So geb ich halt dr Magd e Bäse:
„Hopp, Kättel, zuegepackt,
Sunscht stejt dr Dreck zue hoch!"

Emml Usselmann 1929

Dieser Ausgabe liegen bei:
Zahlkarte — Beiheft — Prospektbeilage

Jahrestreffen am 24.6.

Am 24. Juni treffen wir uns wieder wie in den Vorjahren im Evang. Gemeindehaus in Eppingen zu unserer Jahreshauptversammlung. Nach den beiden Gottesdiensten spricht um 11 Uhr Herbert Wild über „Das Gästebuch des Seesenheimer Pfarrhauses", am Nachmittag Dr. Gottfried Berron über Lienhards „Oberlin". Dazwischen und danach wie immer Regularien, gemeinsames Essen und Gespräch und Meinungsaustausch. Anmeldung bitte bis 15. Juni, Mitfahrgelegenheit ab Karlsruhe, Heidelberg, Nürnberg und Stuttgart. Einzelheiten dazu und zum Programm im „Westen" Nr. 2/1984 oder von der Geschäftsstelle.

Straßburger Drucke 1480 — 1599

Miriam Usher Chrisman: Lay Culture, Learned Culture. Books and Social Change in Strasbourg 1480 — 1599. 2 Bde.: 401 und 418 S., Yale University Press, New Haven-London 1982, Lw, je 30,50 L.

Ein so umfassendes Werk über die Gesamtproduktion der Straßburger Buchdrucker innerhalb der 120 Jahre, in denen Straßburg nicht nur eines der bedeutendsten deutschen, sondern auch europäischen Kulturzentren war, erscheint in England.

Das Druckerwesen wird in den Zusammenhang mit dem gesamten geistigen Leben der damaligen Zeit gestellt. Es wird einerseits versucht, alle Druckwerke, die über Straßburger Pressen veröffentlicht worden sind, zu erfassen, andererseits anhand der Druckwerke das jeweilige in der Stadt herrschende geistige Klima zu rekonstruieren. In der damaligen Kulturwelt gab es in der Stadt auch so etwas wie eine „Zweisprachigkeit", eine lateinisch-deutsche. Das Französische spielte keine erwähnenswerte Rolle. Es ist zu wünschen, daß sich ein deutscher Verlag findet, der das umfangreiche Werk ins Deutsche übersetzt herausgibt.

L'Alsace und Elsaß

Eine Richtigstellung der an deutschen Schulen verbreiteten Irrtümer

Eduard Haug: L'Alsace und Elsaß. Beiträge zur gegenwärtigen Identitätskrise einer europäischen Landschaft. 118 Seiten, kartoniert, Verlag Dietrich Pfaehler, Bad Neustadt, DM 12,80.

Unser Freund Eduard Haug, der seit Jahren die Hauptlast trägt, die bundesdeutsche Öffentlichkeit über die heutige Lage im Elsaß und in Lothringen und über die geschichtlichen Tatsachen zu unterrichten, setzt sich in seinem neuesten Buch mit dem Bild oder, wie er nachweist, Zerrbild auseinander, das den Gymnasiasten in Baden-Württemberg vom Elsaß vermittelt wird. Gegenstand der Kritik sind die den Lehrplan des Stuttgarter Kultusministeriums begleitenden „Materialien", zusätzlich gilt die Auseinandersetzung einigen Veröffentlichungen namhafter Schulbuchverlage.

Grundlage der Auseinandersetzung mit den genannten Veröffentlichungen ist der Rückgriff auf die historische Wahrheit, die gerade im Fall des Elsaß außerordentlich schwer zu ermitteln ist. Der Verfasser behauptet nicht, die historische Wahrheit zu kennen und sie mundgerecht servieren zu können, aber er versucht, Denkanstöße zu geben und den Leser zu ermuntern, sich mit der Geschichte und Kultur des Elsasses und Lothringens eigenständig zu befassen. Dazu gibt er ihm Hinweise und nennt in einem kommentierten Literaturverzeichnis wesentliche Anhaltspunkte durchaus gegensätzlicher Art.

Mit dem Wiederabdruck einiger grundlegender Aufsätze aus der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg gibt das Buch zudem eine anschauliche, mit instruktiven Zahlen und Daten untermauerte Übersicht über die sprachliche Entwicklung in Elsaß-Lothringen von den fünfziger Jahren bis heute.

Der Band ermöglicht leicht und unvoreingenommen den Einstieg in die aktuellen Probleme einer der ältesten europäischen Kulturlandschaften und informiert über deren komplizierte Hintergründe.

Mit der jungen Generation elsässischer Regionalisten ist der Verfasser der Ansicht, daß es für das Elsaß kein Entweder-Oder geben kann, der Bewohner dieser Region müsse beides sein können, wozu ihn die Geschichte gemacht habe: Elsässer und Alsacien.

Das Buch ist dank seiner sachlichen Darstellung, der zusammengestellten Tatsachen und statistischen Daten, auch dank seiner Literaturhinweise bestens geeignet, für unsere Heimat und ihre Besonderheiten und Probleme zu werben und das Wissen darüber zu verbreiten. Das diesem „Westen" beiliegende, wiederum von Eduard Haug verfaßte Beiheft bietet im übrigen eine aktuelle Ergänzung und, sozusagen regierungsamtlich aus Paris, eine Bestätigung der Darstellung in „L'Alsace und Elsaß".

Unsere Mitglieder können das Buch über die Geschäftsstelle zum Sonderpreis von DM 9,— beziehen.

Hebelplakette für Anne Franck-Neumann

Beim traditionellen „Hebelabend" am Samstag, dem 5. Mai 1984, in Hausen bei Lörrach im Wiesental würde Frau Anne Franck-Neumann für Ihr literarisches Werk — u. a. „Lieder für Liebe und Tod", „Liewe alte Kinderreimle", beides Morstadt-Verlag Kehl/Straßburg/Basel mit der Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette ausgezeichnet. Seit 1960 wird im Heimatort des Dichters Johann-Peter-Hebel (1760 — 1826) am Samstag vor seinem Geburtstag die Gedenkplakette verliehen. Es werden damit Schriftsteller ausgezeichnet für besondere Verdienste um den deutschsprachigen oberrheinischen Raum. Mit Anne Franck-Neumann erhält zum ersten Male eine Dichterin aus dem Elsaß die Gedenkplakette.

Den Johann-Peter-Hebelpreis 1984 des Landes Baden-Württemberg erhält am 10. Mai 1984 mit Claude Vigée, Professor für Literaturwissenschaft der Universität Jerusalem, ein weiterer Autor des Morstadt Verlags Kehl/Straßburg/Basel. *Claude Vigée* wurde 1921 in Bischweiller (Unterelsaß) geboren, floh 1940 vor den deutschen Truppen, lebte bis 1942 in Südfrankreich und von da an bis 1959 in den USA. Seit 1960 lehrt er an der Universität Tel Aviv und ist einer der bedeutendsten französischen Lyriker. Der bereits im Jahr 1936 gestiftete Johann-Peter-Hebel-Preis wurde Claude Vigée für sein dichterisches Werk in elsässischer Mundart verliehen. Er ist der 42. Preisträger. Ihm gingen Preisträger wie Wilhelm Hausenstein, Albert Schweitzer, Carl Jakob Burckhardt, Martin Heidegger und zuletzt André Weckmann, Erika Burkhard, Elias Canetti und 1982 Maria Menz voran.

Wenn das wahr würde!

Fortsetzung von Seite 1

lich viele wie Allheilig, wieviel Politiker aber? Welche Politiker bringen eine solche Meinung unmißverständlich zum Ausdruck, sowohl in regionalen Gremien wie in Paris? Unseres Wissens hat bisher nur der Sozialist Öhler es gewagt, im unterelsässischen Generalrat, wie einst der Kommunist Hueber im Parister Parlament, elsässerdeutsch zu reden. Solange die Vertreter des Elsasses und Deutschlothringens sich dem Primat des Französischen unterwerfen, solange bleiben die schönsten und wahrsten Bekenntnisse ohne Folgen. eh

Worte von Geistlichen zur Selbstbestimmung der Völker und dem Wesen des Volkes

Papst Pius XII in seiner Weihnachtsansprache 1941:

„Im Rahmen einer sittlich begründeten neuen Ordnung ist kein Platz für die offene oder getarnte Unterdrückung der den nationalen Minderheiten zustehenden kulturellen und sprachlichen Eigenart, für Verhinderung oder Einschränkung ihrer wirtschaftlichen Wirkungsmöglichkeiten, für die Beschränkung oder Verhinderung ihrer natürlichen Fruchtbarkeit."

Papst Johannes Paul II 1979 anläßlich seiner Reise nach Polen:

„Friede und Annäherung unter den Völkern können nur auf dem Grundgesetz der Achtung der objektiven Rechte der Nation aufgebaut werden, solche wie das Recht auf Leben, auf Freiheit, auf sozial-politische Handlungsfähigkeit, auf die Schaffung einer eigenen Kultur und Zivilisation."

Der Papst sagte weiter über die Stellung des Menschen in dieser Welt: „Wenn es richtig ist, die Geschichte einer Nation aufgrund der Menschen in ihr zu begreifen, dann kann man den Menschen nur in der Gemeinschaft, die sein Volk bildet, verstehen. Bekanntlich ist sie nicht die einzige Gemeinschaft. Sie ist allerdings eine besondere Gemeinschaft, wohl die am engsten mit der Familie verbundene, die wichtigste für die geistige Geschichte des Menschen."

Der ev. Geistliche und Schriftsteller Johann Gottfried Herder:

„Staaten und staatliche Theorien sind Gebilde von Menschenhand, die Völker aber sind Geschöpfe Gottes."

Dr. Viktor Glondys, ev. Bischof von Rumänien 1940:

„Das Volk erscheint als Schöpfung Gottes, deren Besonderheit als Ausdruck des göttlichen Schöpferwillens zu achten ist. Diese Besonderheit zu verwischen oder allmählich durch Assimilierung aufzuheben, erachtet die Kirche ... als Versündigung an Gottes Schöpfung ... Darum muß sich eine Volkskirche pflichtgemäß gegen alle auf die Aufhebung oder Minderung des völkischen Charakters gerichteten Bestrebungen wenden, woher sie immer kommen mögen."

Aus: „Der Tiroler", Sonderblatt für 1940.

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (0711) 701645. Konten: Postscheckamt Stuttgart 37015 — 708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

René Schickele, ein Elsässer in seinem Widerspruch

ELSÄSSER, EUROPÄER, PAZIFIST. Studien zu René Schickele, herausgegeben von Adrien Finck und Maryse Staiber, Morstadt-Verlag, Kehl-Straßburg-Basel, 1983. 280 S., DM 48,— (günstiger Sonderpreis für Mitglieder auf Anfrage durch die Geschäftsstelle, Frau Schlecht).

Was Adrien Finck mit einer einfühlsamen, französisch geschriebenen Einleitung in das Werk Schickeles begonnen hat, das wird in dieser Sammlung von Vorträgen, die in Straßburg im Rahmen der Gedenkfeiern zum 100. Geburtstag des Dichters gehalten wurden und von Beiträgen beim Schickele-Symposion der dortigen geisteswissenschaftlichen Fakultät erweitert und zu einer verhältnismäßig einheitlichen Schau zusammengefügt, die von den kenntnisreichsten Interpreten Schickeles im Elsaß, der Bundesrepublik und Innerfrankreichs geschaffen wird.

Vieles wirkt für die Deutung Schickeles und seines Werkes erhellend und überzeugend, und dennoch bleibt noch ein gewisser Schleier über den verschlungenen literarischen Wegen hängen, die der Dichter eingeschlagen hat. Diese Feststellung tut diesen verdienstvollen Studien keinerlei Abbruch, im Gegenteil, sie will nur hervorheben, wie schwer dieser Mensch durch sein Werk hindurch zu erfassen ist.

Gerade nach der Durchsicht dieser weitgespannten Beiträge wird deutlich, daß er als Mensch mit seinem Werk eine echte „Coincidentia oppositorum" (eine Übereinstimmung im Gegensätzlichen) im Sinne des Nikolaus von Kues bildet, was ja auch für andere Elsässer Geltung hat: Schickele ist in allem und mit allem, was er lebt und schreibt, ein Mann der „Grenze" („Die Grenze" ist ja auch der Titel einer Essay-Sammlung Schickeles), der als solcher kontradiktorisch sich verhält und regelrecht „dazwischensteht", der nicht nur um dieses alles weiß, sondern darunter leidet, und das nach einem ganzheitlichen Sinn an Geist, Leib und Seele. Es ist erhellend, daß dieser Grundzug so deutlich von allen Autoren herausgestellt worden ist oder zumindest hintergründig durchschimmert.

Die Reihenfolge im Titel dieser Studien überzeugt: „Elsässer, Europäer, Pazifist": Schickele ist als Elsässer Europäer, und in seinem Pazifismus finden wir betont elsässische Züge. Bislang war es in der Literaturgeschichte stereotype Gewohnheit, ihn als Expressionisten zu kennzeichnen und ihn in dem allgemeinen Topf des „Pazifismus" unterzubringen.

Die treffendste Aussage zum Menschen Schickele und zu seinem literarischen Werk, gewissermaßen so etwas wie ein Schlüssel zu seinem tiefsten Wesen, ist ein leicht hingeworfenes und hintergründig ironisch formuliertes Gedicht mit dem urelsässischen Titel „Salut René" seines Geistesverwandten André Weckmann, der seinem Wesen nach auch nur kontradiktorisch zu fassen ist. Deshalb wurde wohl die Hauptpointe französisch formuliert. Vom Rezensenten frei übersetzt lautet diese: „... ganz wunderlich Deine Auferstehung, wie im übrigen auch Dein Leben als Elsässer sonderbar ist, und vielleicht kann man doch nur außerhalb Elsässer sein, außerhalb des Landes, das gar keines ist, in dem man Scheuklappen hat, einem Land aber, das man liebt, und auch auf die Gefahr hin liebt, daß man dabei schier draufgeht..." Auf Französisch gibt es genauer den Gedanken wieder und ist noch aufschlußreicher.

Von diesem Kontradiktorischen erfährt man aus der Feder aller Autoren, und es fügt sich alles zu einem Mosaik zusammen. Es sei hier einiges Beispielhaftes, wenn auch nur Angedeutetes erwähnt, das aber doch symptomatisch für das Verständnis des Sammelbandes ist:

Erst Hitler zwingt Schickele dazu, auch de facto „Franzose" zu werden (S. 23). Und doch ist die letzte Arbeit Schickeles — noch nach dem französisch geschriebenen Büchlein „Le Retour" — eine unter dem Titel „Das Vermächtnis" kommentierte Anthologie deutscher Gedichte von Walther von der Vogelweide bis Nietzsche (S. 10).

Was wäre aber aus Schickele wirklich geworden, wenn der 9. November 1918 im Deutschen Reich den Deutschen den demokratischen Sozialismus gebracht hätte, den dieser als Sehnsucht in seinem Herzen trug? (S. 130; 263) Und doch ist dieser Schickele wieder etwas ganz anderes als die reichsdeutschen Pazifisten (S. 52/53), er läßt sich nicht ideologisch vereinnahmen und ist sehr früh mißtrauisch gegen den Bolschewismus „Lenin'scher Prägung" (S. 44). In der Anfangszeit des Ersten Weltkriegs steht Schickele der Deutung des Kriegs als Opfergang für das Ganze (Ernst Stadler) sehr nahe, wobei er darin eine deutsche Mission durchaus anerkennt (S. 64). Im Jahre 1913 hatte er dagegen in einem „politischen Roman in Tagebuchform" (unter einem Pseudonym erschienen) den preußischen „Germanisierungseifer" im Elsaß verurteilt (S. 61) und mit einem Appell an die deutsche Jugend, neue Wege zu suchen, geschlossen.

Schickele bemüht sich in der Provence nach dem freiwilligen Auszug aus dem Deutschen Reich um ein Französisch, das idiomatisch rein französisch wirken soll (S. 188); dort in der französischen Provence waren aber auch wieder elsässische Laute, die er irgendwo hörte, Balsam für sein Herz und seine Seele (S. 218).

In der Provence kehrt Schickele zurück zu christlichen Gedanken und zu den Werten der Familie (S. 134; 148ff), was er ursprünglich als zu eng verworfen hatte. Schickele schreibt bewußt Hochdeutsch (es gibt nichts auf elsässisch Geschriebenes von ihm; vgl. Einleitung Finck). Und doch ist der elsässische Dialekt die entscheidende Stütze für sein Hochdeutsch (S. 215/216). Negativ in der Beurteilung des offiziellen Frankreichs ist die von Schickele niedergeschriebene biographische Notiz (Schickele sieht im Elsaß durchweg die Lüge am Werk; S. 144). Angesichts des Ungeheuers Nationalsozialismus aber verschließt er die Augen vor den Mängeln Frankreichs (S. 140). Romain Rolland verhält sich in der Schweiz Schickele gegenüber im Ersten Weltkrieg sehr reserviert, als er mit diesem zusammenkommt; er sieht in ihm als Elsässer den deutschen Dichter, was er nicht verstehen kann (S. 101). Romain Rolland spricht hier nur aus, was viele Franzosen Schickele zum Vorwurf machen. Für sie ist darum seine Übernahme des Französischen nicht überzeugend, auch wenn J. Schlumberger sein Assimilationsbestreben positiv beurteilt, weil für den Franzosen der Elsässer einsprachig französisch sein müßte (S. 256). Noch kurz vor dieser Zeit neigte Schickele zu einer Autonomie des Elsaß im Rahmen Frankreichs (S. 141—143). Zu allen Zeiten seines Lebens ist er der Befürworter einer Mission, bejaht er das „geistige Elsässertum" (S. 15ff).

Man könnte diese Reihe noch fortsetzen. Von Anfang bis zum Ende herrscht als typisch elsässisches Element dieses Kontradiktorische in seinem Leben vor. Daß alle Autoren dieser Sammlung das so wichtig nehmen, es sogar als das an ihm Besondere herausstellen, ehrt sie. Darum sind diese Studien geistesgeschichtlich für das Elsaß von solcher Bedeutung. Auf deutscher wie auf französischer Seite sollten sie um des Verständnisses des Elsasses wie um Europas willen sehr beachtet werden. Sind Schickeles Grenzerfahrungen heute nicht mehr gefragt, könnten die Stellung „dazwischen" und das „Kontradiktorische" nicht zur Brücke werden, um die er — und nicht nur er, sondern die verfemten Autonomisten der frühen zwanziger Jahre — sich bemüht hat?

Einige der Beiträge verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie geradezu befreiend in ihrer Art wirken. Auch das klingt paradox, wenn man sagt, daß sie so vor 1939 in einer Tagung in Straßburg nicht hätten ausgesprochen werden dürfen, daß aber in jenen Jahrzehnten alles, was sie uns ans Herz legen, ohne Mühe noch hätte in die Tat umgesetzt werden können, während heute diese Erkenntnisse fast zu spät kommen, ist doch im Elsaß — und in Deutschlothringen — jetzt eine Lage erreicht, die die elementarsten Voraussetzungen dafür fast nicht mehr bietet.

Adrien Fincks Essay „René Schickele und das geistige Elsässertum" ist in seiner reflektierenden Art eine sprachliche und kompositorische Meisterleistung, nicht nur, weil es die Entstehung dieses Begriffs aufzeigt — Ernst Stadler hat ihn zum ersten Mal gebraucht — sondern noch viel mehr, weil Finck ihn an Schickele exemplifiziert und so gewissermaßen eine Verleiblichung für das geistige Auge schafft. Man wagt auch zu glauben, daß durch Finck in heutiger Zeit dieser Auftrag weitergereicht und vielleicht auch zeitgemäß von ihm umgesetzt werden kann in die doch so sehr veränderte heutige elsässische Wirklichkeit.

Die Studie von Maurice Godé „René Schickeles Pazifismus in den ‚Weißen Blättern'" zeugt von der noblen Gesinnung eines Franzosen aus dem „Innern". Diese sachlich formulierten und im Aufbau sehr klaren Ausführungen könnten darüber hinaus der Pazifismusdiskussion, wie sie an vielen Stellen geführt wird und dabei Gefahr läuft, in Sterilität abzugleiten, einen neuen Impuls geben.

Charles Fichters französisch geschriebener Aufriß „René Schickele und der elsässische Autonomismus der 20er Jahre" ist im Vergleich zu seinem Buch zu diesem Thema natürlich knapper geraten, doch seine Schlußfolgerung (S. 140) „Wo ist dieser Autonomismus eigentlich heute zu finden" (übersetzt!) ist sehr mutig.

Mit Wehmut liest man Raymond Matzens Anmerkungen: „Als ob mich jemand beim Namen riefe, René Schickele und der elsässische Dialekt", weil darin die reichen sprachlichen Möglichkeiten im damaligen Elsaß angedeutet sind, Möglichkeiten, die heute in dieser Art verloren sind. Man wird sich fragen: Mußte das so kommen? Hätte

Fortsetzung auf Seite 4

Bauernmöbel im Elsaß

Georges Klein: Elsässische Bauernmöbel. 180 S. mit 51 einfarbigen und 139 vierfarbigen Abb. sowie 91 Strichzeichnungen. Verlag Georg Callwey München. DM 68,—.

Wer an bayerische Bauernmöbel denkt, sieht gemalte Schränke, Truhen, Bänke usw. Bei elsässischen Bauernmöbeln denkt man eher an solche aus Eiche, Nußbaum, Kirschbaum. Und doch hat es die gemalten gegeben, nur war es die minder kostbare und geschätzte Ware, denn sie waren aus billigerem Material, Fichte, Tanne, hergestellt. Um das Holz ansprechender zu gestalten, bemalte man es mehr oder weniger aufwendig, mehr oder weniger kunstvoll. Und wenn die Malerei unansehnlich geworden war, das Holz aber eine neue Bemalung noch wert war, konnte die alte Fassung verhältnismäßig leicht abgelaugt und das Möbel neu bemalt werden oder — im 19. Jahrhundert überpinselte man die verblaßten Farben einfach mit Ölfarbe. Der Kundige konnte dann vielleicht noch durch die überdeckende Haut hindurch Blätter, Herzen, Tulpen in leicht erhöhten Umrissen erraten.

Georges Klein, der Leiter des Straßburger Elsässischen Museums, bringt jetzt in der Reihe über Bauernmöbel des Münchener Verlags Callwey einen hervorragend ausgestatteten Band über bemalte elsässische Bauernmöbel heraus. In dem von ihm geleiteten Museum hat G. Klein viele Beispiele, und er kennt sich im Thema bestens aus.

So führt er uns in die Geschichte der Möbelmalerei ein, stellt fest, daß diese Möbel weitgehend Stücke der Aussteuer waren, geht der Entstehung, Entwicklung, Art nach und entdeckt besonders produktive Zentren solcher Möbel, die er auf einer Karte festhält. Die Werkzeuge, die Farben werden untersucht, kurz die Technik. Er findet Schablonen, nach denen die weniger begabten Maler arbeiteten, stellt fest, daß Schablonenmacher „Patronierer" hießen und ein besonderes Handwerk darstellten.

Mit viel Akribie zeigt er, daß manche Stücke, die ohne genauere Prüfung einem älteren Stil zugeordnet werden könnten, z. B. dem Rokoko, erst viel später bemalt wurden, ein konservativer Zug, der auch aus der Baukunst bekannt ist, baute man doch unter den Staufern bis gegen 1220 noch romanisch, während 70 Jahre vorher schon gotische Kirchen begonnen worden waren.

Besonders nett sind die wiedergegebenen „Minnekästchen", Miniaturtruhen, die der Bräutigam seiner Allerliebsten zum Aufbewahren ihres Schmuckes, ihrer Bänder oder auch von Briefen verehrt hatte, eine Sitte, die weit in die ritterliche Zeit zurückreicht, wie einige wenige erhaltene Stücke, die 1977 bei Stuttgart bei der Stauffer-Ausstellung gezeigt wurden, es beweisen. Daher auch der ganz und gar nicht bäuerliche Name.

Jedem, der Freude an überliefertem Volksgut hat, können wir dieses auf gründlichem Wissen beruhende und von Autor wie Verlag liebevoll ausgestattete Buch bestens empfehlen. Schon allein das Betrachten der Bilder ist ein Genuß.

Dennoch sei ein kritisches Wort erlaubt: In der „Danksagung" des Verfassers an alle, die ihn gefördert haben, geht dieser mit der Sprache sehr willkürlich um, sobald es sich um Ortsnamen handelt. Da schreibt er wild durcheinander deutsche, französische und gemischte Formen hin: Wasselonne, Dieffenbach-au-Val, Soufflenheim (vor dem 17. Jahrhundert stets Sufflenheim) oder gar Guebweiler, daß ein Unerfahrener „Gübweiler" lesen muß, dann wieder Straßburg, Buchsweiler, Hagenau. Einmal heißt das Museum in Buchsweiler „Musée du Pays de Hanau", dann wieder „Museum Buchsweiler". S. 8 wird im Vorwort vom Elsässischen Museum gesprochen, dann heißt dieses meist „Straßburg, Musée Alsacien". Ein wahrer Sprachensalat, der in einem so gediegenen Werk vermieden werden sollte. Wer das überlieferte Vätergut achtet, ob das geschreinerte, getöpferte, geschmiedete, handelt unlogisch, wenn er die überlieferte Sprache, in der das Wissen um diese Techniken weitergegeben wurde, derart mißhandelt. Sprache ist die erste Voraussetzung unseres Denkens. Mag sein, daß G. Klein von Straßburg her gegen solches Kauderwelsch unempfindlich geworden ist, der Lektor eines so hoch angesehenen Verlages, sollte so etwas nicht durchgehen lassen. Eduard Haug

(Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle entgegen).

Herzliche Bitte

an die Kinder oder Erben von früheren Verwaltungsbeamten im Reichsland:
deren Nachlässe, Tagebücher, Aufsätze, Biographien der Stiftung für die historische Forschung zur Verfügung zu stellen, die sich in steigendem Maße für das alte Reichsland interessiert.

Erwin-von-Steinbach-Stiftung
Bockenheimer Landstraße 134 — 138, 6000 Frankfurt a. M. 1

René Schickele, ein Elsässer in seinem Widerspruch

Fortsetzung von Seite 3

man es nicht besser machen können? Die heranwachsenden Kinder werden ganz im Sinne der französischen Assimilation erzogen und verlieren im Gegensatz zu damals die Bindung an das Hochdeutsche fast durchweg (S. 235).

Wie kann beim Stand der Dinge im heutigen Elsaß von den Elsässern die ihnen zugedachte Brückenfunktion wahrgenommen werden? Und wie kann das „Geistige Elsässertum" (die elsässische Mission) auch nur in Umrissen verwirklicht werden, wenn es im Elsaß so bleibt, wie es jetzt ist oder, was die sprachliche Misere betrifft, gar noch schlimmer wird? Wie kann es überhaupt anders werden? Ein Gespräch mit den wenigen noch lebenden Autonomisten der Vorkriegszeit sollte nicht in den Wind geschlagen werden, denn viele von diesen haben das „Geistige Elsässertum" nicht nur vertreten, sondern auch gelebt.

Die Literaturhistoriker werden beschworen zu helfen (S. 239); Finck fordert für die Elsässer und das Elsaß die Öffnung zum Hochdeutschen (S. 298), damit das, was vom Elsässischen noch vorhanden ist, überleben kann. Er erkennt klar, daß die elsässische Kulturgeschichte heute am Scheideweg stehen könnte (S. 30, 33). Aber ist die Entwicklung nicht schon zu weit fortgeschritten?

Sehr hilfreich sind auch die ausgewählten Diskussionsbeiträge des Symposions, die Reproduktion von Titelblättern von Schickeles Büchern, von Notizen und Briefen Schickeles, aber auch die Zeichnungen und Wiedergaben alter und neuer Fotographien, dazu auch Verlautbarungen und Karikaturen aus unseren Tagen.

Um Schickele nicht nur in der Vergangenheit anzusiedeln, sondern um ihm aus seinem Geiste heraus auch eine lebendige Gegenwart zu geben, steuert Adrien Finck einen sehr klaren und übersichtlichen Essay bei, der mit seinen Deutungen und Perspektiven etwas Originales und Einmaliges darstellt (S. 220ff): „Von René Schickele zu André Weckmann". Dieser Aufsatz kann einen ermutigen, wie er zu einer elsässischen Bewußtwerdung aufruft. Unsere Gedanken zu André Weckmann, Adrien Finck und Conrad Winter haben wir hier ja schon ausgesprochen, erfreulich ist, daß dieser Aufsatz noch andere Begabungen im Elsaß zeigt, die ihre Verantwortung ihrem Land und dessen Menschen gegenüber erkannt haben und nun ihre sprachlichen und geistigen Fähigkeiten der Sache der „Heimat" im weitesten Sinne leihen. In diesem Rahmen werden auch ältere Vertreter des geistigen Elsasses wie Albert Schweitzer und der noch lebende Ernest Irrmann positiv bewertet, vor allem, weil sie den Jüngeren gegenüber beispielhaft wirken können. Das erfreut einen.

Schließlich noch zwei kritische Bemerkungen: Zum einen wäre es angebracht, daß in einem vorwiegend deutsch geschriebenen Text die Ortsnamen in ihrer ursprünglichen Schreibart gebracht würden. Das gehört doch zur Würde und Sauberkeit der Sprache, so wie Schickele dies verstand. Außerdem fordern die Franzosen zu Recht solch ein Verhalten ihrer Sprache gegenüber.

Zum andern: Muß heute noch immer wieder auf das Vorhandensein einer „Deutschtümelei" im Elsaß der Vergangenheit hingewiesen werden (S. 231)? War überspitzte Betonung des Deutschtums bei manchen Autonomisten nicht einfach eine Reaktion auf diese bewußte Verneinung alles Deutschen? Schon bei Moscherosch dürfte dies der Beweggrund gewesen sein, als die „feinen" Leute im 17. Jahrhundert vermeinten, noch feiner zu sein, wenn sie die angestammte Art verleugneten, nicht nur im Elsaß, an allen deutschen Fürstenhöfen.

In diesem Zusammenhang wäre es auch einmal notwendig, auf Friedrich Lienhard — er wird ja als Antiperson in diesen Studien erwähnt — einzugehen. Denn auch er gehört zum Elsaß. Es gibt nicht nur **ein** Elsaß. Das vom Hanauerland ist ein ganz anderes als das von Oberehnheim, Gebweiler, Mülhausen. Es ist aber nicht weniger „elsässisch". Und aus diesem kam Lienhard.

Zum Schluß äußern wir den Wunsch, daß viele — gerade in der Bundesrepublik und in der deutschsprachigen Schweiz — über diesen Sammelband zur Person und zum Werk René Schickeles vordringen und damit auch diese Seite der geistigen Welt des Elsasses entdecken und kennenlernen. Damit wäre ein Ziel des Buches erreicht.

me

Oberbürgermeister Dr. Kurt Blaum zum Gedächtnis

Der am 10. April 1884 geborene Oberbürgermeister Dr. Kurt Blaum ist einer der Männer, denen die Erwin-von-Steinbach-Stiftung vieles verdankt. Er war Mitbegründer und erster Vorsitzender des Stiftungsrates. Als eine französische Kommission versuchte, den Bücherbestand des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Bereich an der Universität Frankfurt" nach Frankreich zu überführen, gelang es ihm, nicht zuletzt dank seiner Beziehungen zu den Amerikanern als Oberbürgermeister von Frankfurt, dies zu verhindern. Er stellte sich als Notvorstand des Vereins, der dieses Institut gegründet hatte, zur Verfügung und hat bei der Übertragung von dessen Vermögen auf eine zusammen mit dem damals noch bestehenden „Bund der Elsässer und Lothringer" geschaffene Stiftung mitgewirkt. Besondere Verdienste hat er sich bei der Verhandlung mit dem ihm bekannten damaligen Außenminister von Brentano bei der Namensgebung erworben. Vorgeschlagen war ursprünglich „Elsaß-Lothringer-Stiftung". Der Außenminister, wohl im Einvernehmen mit dem Bundeskanzler Konrad Adenauer, hielt diesen Namen, wohl wegen der französischen Empfindlichkeit auf diesem Gebiet, für unangebracht, so daß der Name „Erwin-von-Steinbach-Stiftung" vorgeschlagen und angenommen wurde. Durch die Mitwirkung von Dr. Blaum ist es gelungen, die wertvolle Bibliothek des Instituts in das Eigentum der Stiftung zu überführen und die Bücherei als Sondersammlung „Elsaß-Lothringen" als Leihgabe der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek mit der Verpflichtung zu ihrer laufenden Ergänzung und zur Erledigung aller mit der Ausleihe verbundenen Arbeiten zu übergeben, d.h. die Grundlagen dafür zu schaffen, daß innerhalb der Bundesrepublik eine Stelle besteht, die das Schrifttum über das Elsaß und Lothringen verwahrt, ergänzt und zur Verfügung stellt.

Die Stiftung hat Dr. Blaum zum 80. Geburtstag am 10. April 1954 als „dem vielfach bewährten Freund seiner elsässischen Heimat" den ersten Band ihrer Studien als Festschrift gewidmet.

Kurt Blaum hat das erste Lebensdrittel von 1884 bis 1918 in seiner Geburtsstadt Straßburg verbracht. Es läßt sich in den Sätzen zusammenfassen: als Kind gespielt, als Knabe zur Schule gegangen, Turner am Reck, Wanderer im Gebirg, Soldat in der Garnison, Student an der Heimatuniversität, in jungen Jahren Direktor der städtischen Armenverwaltung — all dies in der geschichtsträchtigen „wunderschönen Stadt" an Ill und Rhein. Es hat den Jüngling geformt, den Mann geprägt, hineinwachsen lassen in die Aufgaben, die das Leben ihm später gestellt hat. Volk und Raum des Elsaß' haben seinen Blick geschärft: die Alemannenart, der er selbst entstammte, die Stadtlandschaft, die ihn umgab — das ragende Münster, Giebel und Höfe, Gassengewirr, Illstaden und Brücken, Straßen und Plätze, Innen- und Außenviertel, Flußauen, die oberrheinische Tiefebene zwischen Vogesen und Schwarzwald. Von Kind auf atmete er Grenzlandluft, gewann an der Völkerscheide Gefühl für Stammeszugehörigkeit, Staatsbewußtsein.

Kurt Blaums Vater war geschätzter Studienprofessor am staatlichen Lyzeum, von seinen Schülern geliebt. Der elsässische Dichter Eduard Reinacher erinnerte sich dankbar seines Einflusses, seiner Güte.

Sohn Kurt durchlief diese Anstalt bis zur Reifeprüfung und studierte an der Kaiser-Wilhelm-Universität Rechts- und Staatswissenschaften. Beim berühmten Nationalökonomen Georg Friedrich Knapp, dem Vater von Frau Elly Heuss-Knapp, erwarb er 1907 den Doktorgrad in der Volkswirtschaftslehre mit einer Dissertation über Geldwesen — es sollte ihn lebenslang beschäftigen — in der deutschen Geld- und Kreditwirtschaft, zumal in der Sparkassenpolitik, übernahm er später weitreichende Aufgaben.

Nach dem Assessorexamen trat Blaum im Jahr 1908 in die Straßburger Stadtverwaltung ein. In dem altelsässer Bürgermeister Dr. Rudolf Schwander fand er einen hervorragenden Lehrmeister der Kommunalpolitik. Dieser hatte Straßburg zur sozialpolitisch führenden Stadt erhoben: das „Straßburger Armenpflegesystem" wirkte bahnbrechend; ebenso die kommunale Wirtschaftspolitik mit dem Rechtsinstitut „Gemischt-wirtschaftlicher Betrieb" in den städtischen Versorgungs- und Verkehrsbetrieben als öffentliches Unternehmen in Privatrechtsform statt bisherigem, reinem Regiebetrieb, oder reinem, privatem Monopolbetrieb, nunmehr als fruchtbare, entwicklungsfähige Lösung zwischen beiden in der Mitte stehend, eigenständig und tragkräftig. Auch in der Kulturpflege hatte Straßburg die Führung im deutschen Südwesten, wie Frankfurt und Köln im Westen Deutschlands.

Der junge Blaum wurde Verwaltungsdirektor des städtischen Armenamts und verwirklichte das „Straßburger System der Hausarmenpflege" nach den Richtlinien Schwanders als dessen Schöpfer: artgerechte Fürsorge im Einzelfall, von der Gemeinde Hand in Hand mit freien Wohlfahrtsverbänden dargeboten, mit beruflichen und ehrenamtlichen Kräften in zweckmäßiger Arbeitsteilung und geordnetem Zusammenwirken.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 rückte Blaum als Reserveoffizier mit der Truppe in die Vogesen und stand im Abwehrkampf an der deutsch-französischen Grenze. Im Kriegswinter 1915 war er im ersten deutschen Schneeschuh-Bataillon in den Südvogesen eingesetzt, danach mit bayrisch-österreichischen Schneeschuhtruppen in den Südtiroler Alpen. Nach einer Erkrankung 1916 wurde Blaum zu städtischem Dienst nach Straßburg beurlaubt und mit sozialreformerischen Aufgaben betraut. Er leitete Armenamt, Kriegswohlfahrtsamt, Waisenamt, Gesundheitsamt, Mittelstandsfürsorge, Arbeitsamt und Friedhofsamt.

Im Jahr 1917 unterbreitete Blaum dem Deutschen Armenpflegekongreß Vorschläge zur Übergangsfürsorge vom Krieg zum Frieden. Im letzten Kriegsjahr 1918 brachte er, gemeinsam mit dem Frankfurter Professor Christian Jasper Klumker, eine Flugschrift „Jugendämter im Deutschen Reich" heraus.

Nach dem unglücklichen Kriegsausgang wurde Blaum im Januar 1919 binnen 48 Stunden aus Straßburg ausgewiesen. Da berief ihn der württembergische Staat ins Stuttgarter Innenministerium und beauftragte ihn mit dem Entwurf eines Jugendamtsgesetzes. Im Oktober 1919 erlassen, wurde es Vorbild für das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922.

Gemeinsam mit Ärzten, Erziehern und Pfarrern gab Blaum 1921 ein Handbuch „Jugendwohlfahrt" heraus, um deren Notwendigkeit darzulegen. Im Vorwort schrieb er: „Das Buch ist von südwestdeutschen Sozialpolitikern geschrieben; der Meisten Lebensarbeit vollzog sich bisher im Schatten des Straßburger Münsters."

Im Sommer 1920 wurde der ehemalige Truppenübungsplatz Heuberg auf der Schwäbischen Alb in ein Kindererholungslager umgewandelt. Dr. Blaum als Leiter des Landesjugendamtes gründete mit öffentlichen und privaten Stellen einen Verein „Kindererholungsfürsorge Heuberg" als Träger. Viele tausend Kinder aus allen deutschen Ländern erstarkten hier droben nach den Entbehrungen der Kriegsjahre und erinnerten sich dankbar an dies Kinderparadies. Auch unterernährte Schulkinder aus dem österreichischen Notstandsgebiet Vorarlberg wurden dorthin eingeladen. Blaum schrieb darüber rückblickend: „Südwestdeutscher, alemannischer Geist der Nächstenliebe trug viel zur Sozialhilfe für die Jugend in jenen Jahren bei in gemeinsamer Arbeit von Selbst- und Staatsverwaltung mit freier Wohlfahrtspflege."

In den Sommermonaten übernahm der preußische Staatsminister a.D. Alexander Dominicus, einst Beigeordneter in Straßburg, dann Oberbürgermeister in Berlin-Schöneberg, droben inmitten der Scharen von Kindern und deren „Tanten" für die jungen Helferinnen und sportbegeisterten Mädchen Bewegungsspiele, hochverehrt von den fröhlichen „Amazonen", wie er sie scherzhaft nannte. Im Jahr 1921 wurde Blaum zum Oberbürgermeister in Hanau am Main gewählt, einst landgräfliche Residenz, später Gewerbestadt geschichtlicher Sonderart im Regierungsbezirk Kassel-Kurhessen der preußischen Provinz Hessen-Nassau. Deren Oberpräsident war 1919 Dr. Rudolf Schwander nach seiner Ausweisung aus dem Elsaß geworden.

Der 37jährige Blaum trat sein Amt unter schwierigen Umständen an. Hanau war Sitz der Edelmetallindustrie: Glaubensflüchtlinge hatten zu Ende des 16. Jahrhunderts Gold- und Silberschmiedekunst und Diamantschleiferei, Seiden- und Wollstoffverarbeitung mitgebracht. Der unglückliche Kriegsausgang ließ den krisenempfindlichen Markt schrumpfen. So zerbrach die eine Säule, auf deren Hanaus Wohlstand beruht hatte. Die Stadt verlor aber auch eine zweite: die Garnison, von deren mannigfaltigen Bedürfnissen mancher Gewerbezweig gelebt hatte; der Versailler Vertrag nahm der Stadt ihre Soldaten.

Blaum half weitblickend der niedergebrochenen Stadt durch Ausnützen ihrer günstigen Verkehrslage in der Mainebene vor Vogelsberg und Spessart am Ausgang des Kinzigtales, an derjenigen Stelle des Mains, wo Schienenwege und Überlandstraßen an den Bogen des sich vorwärts wendenden Stromes stoßen: ein von der Natur gebotener Umschlagplatz für Güter vom Bahn- und Straßenverkehr zur frachtverbilligenden Schiffahrt. So beschlossen

Fortsetzung auf Seite 6

Zum Rundfunk im Elsaß

Im „Elsässer/Le Nouvel Alsacien" spricht der bekannte Dichter André Weckmann ein vernichtendes Urteil über „Radio Alsace". Die Plattheiten, die vulgäre Ausdrucksweise, das hastig Zusammengebastelte sei für dessen elsässische Sendungen charakteristisch. Es seien auch alle Sprachen des Landes zu beachten, eine werde aber wohl bewußt ausgelassen. Er meint natürlich die Hochsprache zu den elsässischen Mundarten, das Hochdeutsch.

Immerhin mache die Sendung vom 22. Januar eine Ausnahme, die, die der dichtende Winzer Armand Peter aus Hunaweier bestritten hat. Die Zeit der Peseudo-Bäuerlichkeit, der Grobheiten an Stelle des Volkstümlichen, der kleinbürgerlichen Kleinkariertheit und pseudointellektuellen Anmaßung sollte endlich der Vergangenheit angehören.

„400 000 Analphabeten in Frankreich"

Am 12. Januar 1984 meldete die bundesdeutsche Presse unter obiger Überschrift: „Die französische Regierung hat einen verstärkten Kampf gegen das Analphabetentum beschlossen. Nach ‚provisorischen' Statistiken können mindestens 400 000 Menschen weder lesen noch schreiben. Rund acht Millionen Menschen sind lediglich fähig, einen einfachen Text zu lesen."

Wer vor dem Zweiten Weltkrieg in einem französischen Regiment gedient hat, wundert sich über diese Meldung nicht: Jedes Regiment hatte seinen Analphabetenkurs. Es handelte sich also nicht um geistig Gestörte, die in aller Welt Analphabeten bleiben müssen, sondern um junge Leute, die auf irgendeine Art von der „école primaire", der Volksschule, nicht erfaßt worden waren oder sehr bald sich aus dieser wieder davongemacht hatten, da die betreffenden Gesetze in Frankreich zu locker gehandhabt wurden. Es waren auch nicht vorwiegend Leute aus entlegenen Gebirgsdörfern. Der Verfasser erinnert sich an einen Regimentskameraden aus Versailles und an einen aus Lunéville, dessen Vater Schmied war. Als dessen Frau gestorben war, hat er den Buben mit 7 oder 8 Jahren einfach daheim behalten, um ihn die Hausarbeiten machen zu lassen. Als allgemeiner Grund kann die Neigung angegeben werden, hauptsächlich mit den Begabtesten zu arbeiten, mit diesen sind bessere Ergebnisse vorzuweisen. Es kommt die Misere in den sprachlichen Minderheiten hinzu, von denen die Elsaß-Lothringer ein Liedchen singen können. Unter den Mädchen sei das Analphabetentum noch verbreiteter. In der Zwischenzeit sind die vielen Flüchtlinge aus Algerien und anderen Kolonien hinzugekommen. eh

Recht auf Vielfalt

François Mitterand, der französische Staatspräsident, erklärt:

„C'est blesser un peuple au plus profond de lui-même que de l'atteindre dans sa culture et sa langue. Nous proclamons le droit à la différence."

Auf Deutsch: „Es heißt, ein Volk in seiner tiefsten Seele treffen, wenn man seine Kultur und seine Sprache angreift. Wir bekennen uns zum Recht auf Vielfalt."

Besser könnte man es kaum sagen. Mitterand beschreibt genau das, was die französische Regierung und Verwaltung seit 1972 seinen Minderheiten antut. Möge er möglichst gründlich das „Recht auf Vielfalt" in ganz Frankreich wiederherstellen.

Ist 1984 ein „Erwin-von-Steinbach-Jahr"

Erwin von Steinbach ist um 1237 zur Welt gekommen und starb am 17. Februar 1318 in der Stadt seines hauptsächlichen Wirkens, in Straßburg. Nach seinem Geburtsjahr kann er also nicht schon 1254, mit 17 oder 18 Jahren, Münsterbaumeister gewesen sein. Ein wahrscheinlicheres Jahr wäre der Überlieferung nach 1284. Dann hätten wir heuer ein sehr wichtiges Gedenkjahr zu feiern, denn Meister Erwin gilt allgemein als der bedeutendste deutsche Baumeister der Gotik. Und wäre es 1283 oder 1285 gewesen, daß er von der Stadt angestellt wurde, was ficht uns das an? Die Tat und ihre Wirkung sind wichtig, nicht der genaue Tag. Es sind jedenfalls 700 Jahre her, seit er die herrliche Fassade, die Goethe zu der geradezu hymnischen Schrift „Von deutscher Kunst" — seinem ersten gedruckten Werke — anregte. Damit hatte er den Bann, der seit der Renaissance über allem, was man „gotisch" nannte, lag, gebrochen. Erwin von Steinbach ist bekanntlich der Urheber des großartigen Entwurfes für die Fassade, die im heutigen Frauenhaus-Museum ausgestellt ist, einer der wenigen so alten Entwürfen.

Freuen wir uns der Tatsache, daß ein so genialer Mann in Straßburg über 30 Jahre lang hat werken und wirken können, was den damaligen Leitern der Geschicke der Stadtgemeinde ein hervorragendes Zeugnis ausstellt. Hoffentlich verstehen die heutigen Stadtväter, was für eine Verpflichtung sie ihm gegenüber haben.

Oberbürgermeister Dr. Kurt Blaum zum Gedächtnis

Fortsetzung von Seite 5

die städtischen Körper — unter Blaums Führung den Bau eines Handels- und Industriehafens am Mainknie. Sein Aufstieg übertraf alle Erwartungen. Mit „schöpferischer Witterung" leitete Blaum die Stadt Hanau aus der Talsohle durch die Inflationsjahre zielstrebig nach oben, mit gesundem Spürsinn zu hoffnungsvoller Entwicklung als Industrie- und Handelsstadt und Verkehrsort für ein weites Hinterland, Mittelpunkt des östlichen Drittels der Rhein-Main-Ebene, Pforte nach Mitteldeutschland.

Da brach die Weltwirtschaftskrise herein und warf das Gemeinwesen jäh zurück. Der Niedergang zog viele Unternehmen in seinen Strudel. Die Zahl der Arbeitslosen und Wohlfahrtsunterstützungsempfänger stieg unaufhörlich und umfaßte schließlich an Erwerbslosen samt Familienangehörigen zwei Fünftel der Einwohnerschaft. Die Stadt geriet in schwere Finanznot. Mit den Bedrängnissen in der Bevölkerung wuchs der Einfluß der radikalen Parteien. Ihr politischer Kampf endete in Reich und Land und Stadt mit der Machtergreifung Hitlers.

Als die Nationalsozialisten im März 1933 eigenmächtig auf dem Hanauer Rathaus die Hakenkreuzfahne hißten, legte Oberbürgermeister Blaum, als überzeugter Demokrat und aus Freiheitsliebe, sein Amt nieder. Vom neuen Wohnsitz Oberursel am Fuß des Taunus aus entfaltete er eine rege wissenschaftliche und gutachtliche Tätigkeit.

Als seine elsässische Heimat 1940 dem Großdeutschen Reich einverleibt wurde, trat Blaum für eine richtige Einschätzung der landsmannschaftlichen Aufgaben im Elsaß und in Lothringen ein, warb für den Gedanken eines gemeinsamen, Baden und das Elsaß umfassenden oberrheinischen Wirtschaftsraumes und empfahl, Lothringen und Saarland als einheitliches Wirtschaftsgebiet zusammenzufassen.

Nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Frühjahr 1945 berief die amerikanische Besatzungsmacht Dr. Blaum kommissarisch als Oberbürgermeister seiner ehemaligen Stadt Hanau — diese war durch Bombenangriff ein Ruinenfeld geworden. Beherzt begann er die Trümmerbeseitigung mit freiwilligem Arbeitsdienst der überlebenden Einwohner und sicherte die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen. Nach 10 Wochen betraute ihn die Militärregierung mit dem Oberbürgermeisterposten der Stadt Frankfurt. Hier legte er den Grundstein für eine demokratische Verwaltung und schuf dem Wiederaufbau geordnete Bahnen, der Einwohnerschaft neue Lebensmöglichkeiten in der zerstörten Stadt. Mit einem solchen Mann an der Spitze schöpften die Bürger der am Boden liegenden Stadt neue Hoffnung. Als er 1954 die städtische Ehrenplakette erhielt, bestätigten sie ihm: er habe durch sein entschlossenes, mutiges Handeln, gepaart mit soliden Kenntnissen kommunaler Gegebenheiten, den Weg für den Wiederaufbau und damit für die spätere Blüte Frankfurts geebnet.

In heimatlicher Verbundenheit mit dem verlorenen Reichsland war Blaum in der Zwischenkriegszeit Mitherausgeber des dreibändigen Sammelwerks über „das Reichsland 1871 — 1918", Mitschöpfer des „Elsaß-Lothringischen Jahrbuches 1922 — 1943", und des „Elsaß-Lothringischen Atlas". Nach dem Zweiten Weltkrieg, als Vorsitzender der Erwin-von-Steinbach-Stiftung, überreichte er deren Ehrenpreise an die zu ehrenden Persönlichkeiten: Eduard Reinacher, Angelika Merkelbach-Pinck, Albert Schweitzer, Bernd Isemann, Fritz Bronner. Im Begleitschreiben an Albert Schweitzer, der „im Schatten von Erwins Münster zu seinem beispielhaften Leben herangereift" war, fand Blaum Worte „dankbarer Erinnerung an die schönen Jahre in Straßburg, in denen sich unsere Wege gekreuzt haben, und in denen wir in unseren Gedanken und unserem Wollen durch viele Fäden verbunden waren."

Die Ansprache des 85jährigen Vorsitzenden Dr. Blaum bei der Preisverleihung an Fritz Bronner im Frühjahr 1970 bleibt allen Teilnehmern unvergeßlich: in rüstiger Haltung und Geisteskraft frei gesprochen. Es war sein letzter Besuch auf Burg Stettenfels bei Heilbronn. Ein halbes Jahr später wurde er heimgerufen. Am 26. November 1970 schloß er die Augen. An seinem Ehrengrab auf dem Friedhof der Stadt Hanau erklang — nach seinem Wunsch — Joseph Haydn's „Kaiserquartett", unser Deutschlandlied.

Wir Landsleute bewahren Kurt Blaum, dem standhaften, aufrechten, hilfreichen Mann, dem unabhängigen, festen Charakter in schwerer Zeit, ein dankbares Andenken.

Dr. Max Rehm

Zum Stand der Mundatwald-Auseinandersetzung

Im Herbst des letzten Jahres machte das seit 1949 schwelende Problem des „Mundatwaldes" nördlich von Weißenburg wieder einmal Schlagzeilen. Kanzler Kohl und Präsident Mitterrand sollten, der Berichterstattung zufolge, in „Dabo" diese Streitfrage unter „Freunden" mutig und entschlossen gelöst haben. Tatsächlich kam etwas Bewegung in die Angelegenheit, der Besitz pfälzischer Bauern und Winzer im Elsaß soll, soweit er unter Sequester steht, zurückerstattet werden. Paris hat die gesetzlichen Grundlagen geschaffen, die umständlichen und vermutlich langwierigen bürokratischen Abwicklungen scheinen, wenn man der Berichterstattung der Lokalpresse glauben darf, gerade zu beginnen. Unklar ist, ob auch zwangsenteigneter Besitz zurückerstattet ist. Vorerst ist nur davon die Rede, daß neue Verhandlungen über diese Frage notwendig seien.

Entscheidend für unsere mehrfache Beurteilung des sogenannten Durchbruchs von „Dabo" war die Frage, ob der Mundatwald nur de facto zurückerstattet wird, um de jure dann in den Besitz des französischen Staates zu geraten. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Kohl und Mitterrand sich in diesem Sinne einigten, daß der deutschen Öffentlichkeit aber mit den Stichworten „Bereinigung eines Streites" und „Rückgabe" irreführende und beruhigende falsche Angaben gemacht wurden.

Der rührige Zweibrückener Anwalt und Notar Dr. Karl Bertzel hat für das „Kuratorium zur Erhaltung des Mundatwaldes" nun in einem Aufsatz („Die deutsch-französischen „kleinen Streitsachen" — eine Zwischenbilanz") in der bedeutendsten Juristen-Fachzeitschrift „Neue Juristische Wochenschrift" (vom 11.4.84, Seite 853) auf eine derartige Gefahr hingewiesen. Dr. Bertzel erinnert die Bundesregierung daran, daß die Bundesrepublik Deutschland nicht befugt ist, über das Eigentum des Deutschen Reiches an Wäldern im Mundatwald zu verfügen, weil dort das Grundgesetz, insbesondere der Art. 134 nicht gilt, der der Bundesrepublik das Verfügungsrecht über Reichsbesitz zugesteht. Selbst wenn es aber der Bundesrepublik gelänge, die Verfügungsmacht über diese Wäler übertragen zu erhalten, würden Bundestag und Bundesregierung die vom Bundesverfassungsgericht gezogene „Grenze offensichtlicher Unvertretbarkeit" überschreiten. Damit erhöbe sich aber, wie bereits 1963, in der Mundatwaldfrage, wenn auch in anderem Zusammenhange, die Frage der strafrechtlichen Zulässigkeit. Wir drucken den Aufsatz Dr. Bertzels im vollen Wortlaut:

I. Die einzelnen Probleme

1. Durch die französische Besatzungsverordnung Nr. 212 vom 23.4.1949 wurde 4 Wochen vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland der sog. *Mundatwald,* ein Gebiet von 7 qkm in der Nähe der elsässischen Stadt Weißenburg, aus dem Gebiet des Landes Rheinland-Pfalz und dem französischen Besatzungsgebiet ausgegliedert und dem französischen Staatsgebiet einverleibt. Durch den deutsch-französischen Vertrag vom 31.7.1962 sollte diese rein faktische Maßnahme legalisiert werden. Da das Grundgesetz keine Bestimmungen über Gebietsabtretungen vorsah, vermutete der *Verfasser,* daß die Bonner und Pariser Regierungen die Maßnahme einfach als eine „Grenzberichtigung" (rectification de la frontière) deklarieren würden.

Die Grenze wäre durch diese Art von „Berichtigung" jedoch um das Zweieinhalbfache länger geworden als vorher. Unter diesen Umständen veröffentlichte der *Verfasser* in der NJW einen Aufsatz über den Begriff der Grenzberichtigung, und zwar noch vor dem Erscheinen der amtlichen Begründung des Auswärtigen Amtes am 31.5.1963, in der prompt die Maßnahme als Grenzberichtigung bezeichnet wurde (Bertzel, NJW 1963, 785ff). Das Aufsehen, das dieser Aufsatz erregte, hat wesentlich dazu beigetragen, daß der französische Staatspräsident *Mitterrand* bei dem deutsch-französischen Treffen von Dachsburg im Sommer 1983 erklärte, Frankreich verlange jetzt keine territoriale Abtretung mehr. In einem Bericht an den französischen Senat zu dessen Sitzung am 30.11.1983 bezeichnete der Senator *Louis Jung* den Vertrag vom 31.7.1962, der vom Bundestag niemals ratifiziert worden ist, als eine „totgeborene" Angelegenheit, weil das deutsche Grundgesetz Gebietsabtretungen nicht vorsehe.

2. Vor einem Friedensschluß darf man bekanntlich nach Art. 45 der Haager Landkriegsordnung die Staatsbürger des Gegners nicht zum Kriegsdienst einziehen. Durch einen Trick — das Deutsche Reich gab den Elsaß-Lothringern seine Staatsangehörigkeit — wurde versucht, diese Bestimmung zu unterlaufen. Natürlich war dies ein völkerrechtliches Delikt gegen jeden einzelnen der *„Zwangseingezogenen".* Im Londoner Schuldenabkommen vom 27.2.1953 hat die Bundesrepublik Deutschland ausdrücklich derartige Schulden des Deutschen Reiches nicht zur Bezahlung übernommen. Auf Drängen Frankreichs vereinbarte am 31.3.1981 Bundeskanzler *Schmidt* aber mit Staatspräsident *Giscard d'Estaing,* daß die Bundesrepublik Deutschland einen Beitrag von 250 Millionen Mark an eine neu zu gründende Stiftung zur deutsch-französischen Verständigung leisten solle. Durch diese Konstruktion sollten das Londoner Schuldenabkommen und das Haushaltrecht unterlaufen werden. In einer bereits 1979 erschienen Schrift über das völkerrechtliche Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich hat der *Verfasser* als erster öffentlich erklärt, daß eine Ausschaltung des Londoner Schuldenabkommens nur dann möglich sei, wenn Frankreich Gegenleistungen erbrächte. Als solche kämen in Betracht:

(1) Verzicht auf territoriale Forderungen bezüglich des Mundatwaldterritoriums,

(2) Aufhebung der immer noch bestehenden Sequesterverwaltung deutschen Grundbesitzes in Frankreich.

Die kleine Schrift, die seinerzeit allen Mitgliedern der Bundesregierung und der Landesregierungen in Deutschland sowie des Bundestages und der Länderparlamente zugeleitet worden ist, hat offensichtlich zur Folge gehabt, daß die damalige Opposition der CDU/CSU sich die Forderung zu eigen machte. Daraufhin sperrte der Haushaltsausschuß des Bundestages die 250 Millionen Mark, bis das Mundatwald- und Sequesterlandproblem befriedigend gelöst sei.

3. Nun kam auch das *Sequesterproblem* wieder in Fluß. Frankreich erklärte sich „zum Beweis seines guten Willens" bereit, die 1944 bzw. 1947 angeordnete Sequestration deutschen Grundbesitzes in Frankreich aufzuheben und hat das auch in einem Gesetz vom 3.1.1984 getan.

II. Abtretung des Eigentums am Mundatwald als Preis einer Bereinigung?

Frankreich möchte nun allerdings den „Verzicht" auf das außerhalb eines Friedensvertrags gar nicht abtretbare deutsche Mundatwaldterritorium davon abhängig machen, daß es das Eigentum an den in diesem Gebiet liegenden Wäldern, die dem Deutschen Reich und dem alten, immer noch bestehenden bayerischen Forstärer gehören, von der Bundesregierung abgetreten erhält. Ob die Bundesrepublik Deutschland hierzu überhaupt kompetent ist — das Grundgesetz, insbesondere Art. 134 GG, wonach das Vermögen des Deutschen Reiches auf die Bundesrepublik Deutschland übergeht, gilt im Mundatwaldterritorium nicht, weil dieses, wie eingangs erwähnt, bei der Gründung der Bundesrepublik nicht mehr zum Lande Rheinland-Pfalz gehörte —, ist mehr als fraglich. Das Land Rheinland-Pfalz kann ebenfalls nicht über das Vermögen des früheren Freistaates Bayern, das außerhalb seines Territoriums liegt, verfügen. Die Bundes- und die Mainzer Landesregierung sollten sich dieses Ansinnen, wie es bereits im Sachsenspiegel heißt, ein-, zwei- und dreimal überlegen.

Sitte und Brauchtum

Kurt Klein, Rund um das Kalenderjahr. Sitte und Brauchtum. Morstadt Verlag, Kehl, Straßburg, Basel, DM 19,80.

Was Kurt Klein hier vorlegt als populäre Einführung in Sitte und Brauchtum vor allem im süddeutschen und südwestdeutschen Raum, kommt einem echten Bedürfnis entgegen, er bringt sozusagen den Ertrag der vielerlei Deutungen, wie sie in den letzten Jahren erfolgt sind. Kurt Klein hat dabei seine umfassenden Kenntnisse und seine großen Erfahrungen auf diesem Gebiet verwertet, man spürt geradezu die Liebe und die Leidenschaft, die dahinter stehen. Eine solche dichte Zusammenfassung gab es bisher so nicht, sie kann mithelfen, das Brauchtum, das einem manchmal auf verwirrende Weise begegnet, dessen Herkommen die Zuschauer und die Ausübenden nicht kennen, richtig einzuordnen. Gerade diese Dinge stehen in der großen Gefahr, in „Folklore" abzugleiten und dem will dieses Buch, das der Morstadt-Verlag — man möchte sagen wie immer —in sehr gefälliger Aufmachung und gutem Druck herausgebracht hat, wehren.

Auch für evangelische Christen, zu denen der Rezensent gehört, ist es gut, das alles zu kennen — das Brauchtum aus dem katholischen Raum überwiegt weitaus im Buch —gerade auch dann, wenn die katholischen Mitchristen diese Sitte und dieses Brauchtum, die sie begehen, gar nicht mehr in seiner Bedeutung aufzeigen können. Es wäre doch schön, wenn aus dem Elsaß, dem klassischen Lande der Volkskunde, auch solch ein kleines Kompendium vorläge. me

Der Dambachweg

Joseph Reithler, Der Dambachweg, eine Gedichtfolge, 53 Seiten, Selbstverlag 1983 (erhältlich über die Geschäftsstelle)

Joseph Reithler ist im Weilertal daheim, dort war sein Vater Lehrer, dort lebt er im Sommer und kennt Weg und Steg, so auch den „Dambachweg", der aus dem Tal über die Berge, an der Burg Bernstein, einer frühen Gründung der Egisheimer Grafen und späterem Sitz der bischöflichen Verwaltung des mittleren Elsasses, vorbei nach Dambach führt.

Reithler liebt es, seine Gedanken und Empfindungen zyklenhaft mit bestimmten Dingen, Gebäuden, Bergen, blumigen Wiesen, zu verbinden. So folgt er hier dem „Dambachweg". Es ist ein Rückblick auf etwas Gewesenes, Nostalgie also? Nicht billiges Nachtrauern einfach etwas Liebem, das man besaß und das einem abhanden gekommen ist. Er besingt gottgewolltes Leben, das weitgehend menschlichem — oft allzumenschlichem — Gewinndenken hat weichen müssen, das streckenweise vernichtet wurde, um den Geldsack füllen zu können. Die Entwicklung geht unaufhaltsam weiter — Irre sprechen von „Fortschritt" — aber sie muß nicht unbedingt lebenvernichtend sein. Allmählich erkennt dies auch die Masse, nachdem es schon lange — schon viel länger als die plötzlich zu „grünen" Erkenntnissen Erwachten dies ahnen — von Menschen mit klarem Blick erkannt worden ist. Reithler, der aus der Jugendbewegung kommt, wurzelt noch in einer Zeit, die von heute aus gesehen als „heil" erscheint, auch wenn sie es nicht war. Nur das Unheil war geringer. Was er einst tief in sich aufgenommen hat, hält er in Worten fest und vermittelt es uns. Das Vorwort zu seinem Gedichtband trifft so genau die Zeit, die er noch erlebt hat und die für ihn ein goldener Schimmer umgibt, daß es hier ungekürzt wiedergegeben sei, dazu drei Gedichte aus dem Zyklus.

„Ich komme von weit her, aus einer anderen Zeit, aus einer Welt, die sich die junge Generation nicht mehr vorstellen kann. Nicht nur Petersholz, alle Dörfer im Weilertal hatten dasselbe Gesicht und den eng begrenzten Lebensraum.

Die Menschen lebten, nach den heutigen Vorstellungen sehr ärmlich. Aus den mageren Gebirgsäckerlein mußte mühsam das herausgehackt werden, was zum Leben notwendig war: Kartoffeln als Grundnahrung, Roggen für das selbstgebackene Schwarzbrot; Lewat für ein paar Liter Öl, Heu und Klee für die Kuh und die zum Ackerbau notwendigen Ochsen. Aus sonnigen und steinigen Hügeln wuchs ein anspruchsloser Wein für das Tischgetränk. Wenn die Kartoffelernte gut war, kamen die kleinen Kartoffeln in eine Extra Hurst. Mit diesen ‚Sauerle' wurde ein Schweinchen großgezogen, im Spätjahr geschlachtet und der geräucherte Speck gab das Fleisch fürs ganze Jahr. Heimweberei und Holzhauerei der Männer im Winter brachten eine geschätzte Zugabe im Haushalt.

Ja, es gab arme, almosenbedürftige Familien. Für diese, das möchte ich hier gerne sagen, war meine Mutter eine heimliche Wohltäterin.

Diese armselige und doch friedliche Welt gab es in der Zeit, als die ‚Teufelskutsche' des Doktor Weissenstein (wir sagten Geissenbein) das einzige Automobil im Weilertal war. Die buckligen Straßen gehörten dem Fußgänger und dem Ochsengespann. Wer aus dem Tal hinaus wollte, nahm das Dampfbähnlein, das der Straße entlang nach Schlettstadt bimmelte. Wer auf der anderen Seite hinaus wollte, nahm den Dambachweg. Der führte über einen Feldhügel in den Dambacher Wald und geradewegs ‚über den Bernstein'.

Diesen Weg, heute Siedlungsgebiet, bin ich unzählige Male gegangen, selten bis nach Dambach, oft bis zur Tannkapelle und dem Dambacher Schloß, aber täglich über den Feldhügel bis zum Waldrand.

Diesen Weg möchte ich wieder gehn, so wie ich ihn erlebt habe, barfuß als Kind und später mit der Vorahnung eines unabänderlichen Abschieds."

Lob der kleinen Äckerlein

Ihr vielen kleinen Äckerlein
ehedem am Dambachweg entlang,
ich möchte euer Herold sein
und bin bestellt zum Grabgesang.

Bei jedem festen Hackenstreich
stand über euch ein Bauernsohn,
sein Herzblut schlug die Schollen weich,
und sie gab ihm der Mühe Lohn.

Nun seid ihr Siedlung, Pflasterland;
Die Erde wurde Feilschergeld.
Sie fühlt nicht mehr die Menschenhand
in einer seelenlosen Welt.

Das Levatfeld *)

Den Winter lang liegen die steifen
Blattrosetten
leblos an hartgefrornen Schollenketten.
Nur mit den regenwarmen Frühlingsbrisen
kann sich das faltenreiche Herz
erschließen.

Und was aus diesen Blütenherzen bricht,
sind Blütentrauben voller goldnem Licht,
das leuchtet durch den ganzen Bann,
als hätt' er eine goldne Kette an.

Das Gold, das duftet herb und fein,
das heimsen nur die Bienen ein.
Der Bauer nimmt die Schoten war:
goldgelbes Öl fürs ganze Jahr.

*) Levat = Raps

Die Wachtel

Es lief die Wachtel über das Feld,
vom Rübenacker zum blühenden Korn.
Sie floh aus der verkauften Welt
und hinterließ des Schöpfers Zorn.

Es lief die Wachtel über den Weg,
von Eisenraupen aufgewühlt —
sie wohnt in keinem Pflastersteg,
wo man die Erde nicht mehr fühlt.

Es lief die Wachtel aus dem Bann,
aus brachen Feldern, früchteleer —
Die Saat war Geld, das Geld gewann,
die Wachtel ging und kam nicht mehr.

Mitgliedsbeitrag

Aus gegebenem Anlaß muß die Geschäftsstelle daran erinnern, daß der Mitgliedsbeitrag schon seit Jahren DM 24,— und nicht DM 18,— beträgt. Da der Beitrag nicht ausreicht, die Kosten des „Westen" und die anderer Aktivitäten der Geschäftsstelle zu decken, ist jede Spende willkommen. Konten: Postscheckamt Stuttgart 37015-708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070).

Beiheft

Dieser Nummer liegt Beiheft 6 bei, in dem sich Eduard Haug mit der aktuellen Lage im Elsaß und Deutschlothringen anhand eines amtlichen Pariser Gutachtens zur Regionalisierung und Kulturautonomie der Minderheiten in Frankreich befaßt. Weitere Exemplare sind bei der Geschäftsstelle kostenlos erhältlich. Die Geschäftsstelle ist dessen ungeachtet dankbar für eine Spende zur Deckung ihrer Selbstkosten (DM 1,20 je Heft zuzgl. DM 0,50 Porto).

Wie dachte Schickele über das Elsaß?

In einigen Nummern brachten wir Zitate aus Weckmanns Roman „Wie die Würfel fallen". Letztes Jahr war für das Elsaß ein „Schickele-Jahr". Manches, das vergessen war, wurde wieder lebendig. Wir möchten in einigen der kommenden Nummern Zitate aus seinem Werk und seinen Briefen bringen, die seine Stellung deutlich machen. Er war Pazifist, Europäer, wir wissen es, aber gerade als solcher konnte er es nicht mitansehen, wie des Landes Eigenart zertrampelt wurde, nur wegen einer überholten staatlichen Einheitstheorie. Der Mensch, wie er ist, geht allem anderen vor, staatliche Machtansprüche haben hinter den Menschen zurückzutreten, hier hinter dem elsässischen Menschen. Von französischen Nationalisten wurde er als „Autonomist" oder gar „boche" beschimpft. Deutschen Nationalisten war er zu lau. Ihm ging es um das Sein, das elsässische So-Sein, nicht um irgendein Postulat aus irgendeiner Hauptstadt, die von den Elsässern das wollte, was ihr, nicht ihnen dienlich sein sollte.

Heute bringen wir aus Schickeles Romantrilogie um das „Erbe am Rhein" die schöne Stelle über den Rhein, seine beiden Ufer und das Land, das dazugehört.

„Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches, ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie fest zusammenhielt. Die eine der beiden Seiten wies nach Westen, die andere nach Osten, auf jeder stand der Anfang eines verschiedenen und doch verwandten Liedes. Von Süden kam der Strom und ging nach Norden, er sammelte in sich die Wasser aus dem Osten und die Wasser aus dem Westen, um sie als Einziges, Ganzes ins Meer zu tragen... Dieser vereinende Strom mitsamt seinen Ländern, die sich an seinen Flanken dehnten, dies war Europa, hauptsächlich dies, und jedenfalls konnte es nie ein Europa geben ohne diese Länder, wie sie der Rhein mit seiner Naht zusammenhielt, einer Naht, die ewig im Fluß blieb, damit sie nicht reißen konnte oder verfaulen... Ich erkannte es in dieser Minute mit allen Sinnen und empfand einen zerreißenden Frieden — wie die Gegenwart eines unendlichen Wesens, das sich mit mir vermischte und zugleich mit diesem Land, auf das der goldklare Schatten des Abends herabsank."

S'isch kän Unglick so groß, als adas, was ma sich selbert andhut.

Lothringisches Sprichwort